

## Der Architekt 11–12/04, Methoden der Baugeschichte

Architekturstudierenden interessieren sich nicht für Geschichte. Lediglich einer von ihnen – oder waren es zwei? – hat es an einem Tag in der Hörsaal seiner Hochschule geschafft, wo die Hamburgische Architektenkammer am 5. und 6. November das Kolloquium „Methoden der Baugeschichte“ veranstaltete. Anlaß war das 20jährige Bestehen des Hamburgischen Architekturarchivs. Seine Gründung fiel in eine Zeit einer erstarkenden Wertschätzung des Altbaubestandes nach Jahrzehnten anhaltender Abrißpolitik. Indes, der Abriß ging weiter, der Raubbau am letzten, das eine Gesellschaft immer hat, auch wenn sie sonst nichts mehr hat: ihrer Geschichte. Nicht zuletzt angesichts zunehmender Kürzungen an ihren Fachbereichen gäbe es für die Bauhistoriker also manchen Grund, näher zusammen zu rücken und zu klären, „wie sich die Baugeschichte angesichts einer Vielfalt von methodischen und gegenständlichen Zugängen als einheitliche Disziplin versteht und welche Rolle sie in der Ausbildung von Architekten spielt“, so der Veranstalter. Man blieb unter sich: nur eine handvoll der Profession Nahestehender hatte sich neben den geladenen Referenten eingefunden. Geleitet hat das Kolloquium Ullrich Schwarz.

An einen Rechenschaftsdruck in ihrem Tun offenbar gewöhnt, ging es den Referenten entgegen der Intention des Veranstalters überwiegend um Abgrenzung voneinander. Das setzte zwar die Vielschichtigkeit der Disziplin ins Relief, die Fragestellungen des Kolloquiums gerieten aber leider aus dem Blick. Gerd de Bruyn (Universität Stuttgart) differenzierte recht

ausführlich zwischen der Baugeschichte und seinem eigenen Fach, der Architekturtheorie. Dabei kann er mit der Souveränität dessen argumentieren, der sich eines größeren Interesses seitens der Architekten sicher sein kann. Denn die wissen, so Schwarz, daß zu einem erfolgreichen Marketingkonzept auch eine Architekturtheorie im Hosentaschenformat gehört. Doch war niemand da, der de Bruyns geistreiche Pässe hätte weiterspielen können oder wollen. Es war symptomatisch an diesen beiden Tagen, daß je inspirierender ein Vortrag war, desto weniger trug er zum Gegenstand der Veranstaltung bei oder gar zur Diskussion, die man sich mit ihr zu entfachen hoffte. Volker Plagemanns (Universität Bremen) Beitrag über eine an den Aufgaben von Bauten orientierte Gesellschaftsgeschichte und Klaus Jan Philipps (HfbK) Ausführungen zur Architekturgeschichtsschreibung von Fischer von Erlach bis heute eröffneten interessante Einblicke in Inhalt und Arbeitsweise der beiden Historiker, blieben aber bezugslos.

Anders verhielt es sich da mit den Bauforschern, fleißige Vermesser, Anwälte des physisch Vorhandenen. Der Realitätsbezug ihrer der Archäologie nicht ganz fernen Disziplin konnte durch Klaus Rheidt (BTU Cottbus) und Johannes Cramer (TU Berlin) unmittelbar plausibel gemacht werden und man verstand, daß sie mit ihren Projekten auch in der Öffentlichkeit und der Hochschulpolitik punkten können. Angesichts der erfolgreichen Cottbusser Arbeit stellte Hartmut Frank (HfbK) erstarrt fest, daß der Terminus Forschung überhaupt nicht in der betriebswirtschaftlich ausgerichteten Hamburger Hochschulplanung für die Architekturausbildung vorkommt. Schien man hier weitgehend konsensfähig, mochte Cramer aber dann doch nur für die Studenten zuständig sein, die im Bestand planen. Der Kunsthistoriker Hermann Hipp hatte aus dem Plenum angeregt, die anderen mit ins Boot zu nehmen, die zwar nicht im Bestand, doch auch immer in einem historischen Kontext

planten. Aber nein, man war nicht gekommen, um sich in Einigkeit zu wiegen.

Lediglich Axel Schildt (Universität Hamburg) schien mit seiner Frage nach der Relevanz einer nur einen einzigen Aspekt fokussierenden Geschichte alle zu umarmen; er mache besonders als Stadthistoriker die Erfahrung, daß sich politische und ästhetische, Sozial- und Baugeschichte niemals voneinander isolieren lassen. Seine Ermahnung zur Kooperation statt Integration erwiderte Frank am Ende der Veranstaltung resümierend mit der Bemerkung, einer seit Jahrzehnten beschworenen Interdisziplinarität stehe in Deutschland eine „Kultur des Besservissens“ entgegen.

Gerd de Bruyn hat auf dem Kolloquium provozierend die Relevanz der Geschichte überhaupt in Frage gestellt. Wäre sein Vortrag nicht der letzte gewesen, hätte er damit die Historiker vielleicht zusammenbringen können im Bewußtsein ihrer doch zweifellos gemeinsamen Aufgabe in der Architekturausbildung: die Schwierigkeit, sowohl die Verantwortung als auch bestenfalls die Lust am Umgang mit einem wie auch immer geschichteten (sic!) Umfeld jemandem zu vermitteln, dem sonst immer unbedingte Zeitgenossenschaft abverlangt wird. Dabei wäre natürlich dem Mißverständnis zu begegnen, Geschichtsbewußtsein und Zeitgenossenschaft seien unvereinbar.

Auch dieses Mißverständnis erklärt sich bezeichnenderweise im Blick zurück: mit dem von den Heroen der klassischen Moderne

proklamierten Bruch mit der Geschichte. Er war so folgenreich, weil sich ihre Ideale so geschmeidig den Paradigmen einer zunehmend ökonomisierten Weltordnung anpassen ließen. Schließlich konnten sie von den Gesellschaftssystemen in Ost und West gleichermaßen vereinnahmt werden, Geschichtsbewußtsein hingegen hier wie dort als Akademismus und Revisionismus diffamiert werden. Das Recht derjenigen, die moralisch auf der richtigen – das heißt vermeintlich „modernen“ – Seite stehen, ist heute so etabliert, daß kaum einer Anstoß nimmt, wenn sie sich allenthalben dem Neoliberalismus anbiedern.

Und also geht der Abriß weiter. Bestenfalls eine Randbemerkung in der Zeitung, vielleicht ein bißchen Widerstand irgendwelcher „Chaoten“, dann wird weiter geplant. Ganz visionär versteht sich, den Blick stets nach vorn gerichtet, niemals zurück!

Aufklärung täte daher gut, gerade in Zeiten von Rem Koolhaas' „Fuck the context“-Diktum, das ja nicht zu verstehen ist ohne seinen eigenen bedeutenden Beitrag zum Kontextualismus der Postmoderne, den er mit dem Buch „Delirious New York“ geleistet hat. Eine Baugeschichte, die die Postmoderne solchermäßen als Grundlage des aktuellen Geschehens akzeptiert, anstatt in ihr nur den Zitatenskitsch auszumachen; die die Moderne hingegen als historisch begreift, könnte diese Aufklärung liefern.

Ein bewußt handgemachter Flyer, der im Hörsaal ein Buch mit dem Titel „Stadt im Kopf“ bewirbt, verkündet, wir bräuchten „statt Re-Re-Revision die Vision der Moderne“. Nun zielte die Vision der Moderne (wenn es denn die eine gab?) vor allem auf die Abschaffung der Stadt. Vermutlich ist das am geschichtsfreien Horizont der Hamburger Architekturstudierenden niemandem aufgefallen. **Grischa Leifheit, Hamburg**

Der  
Zur f  
(kun  
Karir  
Dam  
nisch  
inde  
ten  
wab  
noch  
I  
In ar  
signi  
tur is  
men  
die k  
bring  
che I  
sind,  
eine  
diese  
„tec  
gen,  
den  
könn  
absc  
jede  
sami  
Schr  
an, c  
Stüt;  
(ohn  
gefü  
als A  
dukt  
lich I  
nige  
sche  
scha  
War  
Fens  
spro  
den  
säße  
signi  
signi  
,  
noch  
künf  
unte  
war  
Ster  
des  
so d.  
Basis  
mus  
gen:  
Säul  
Kege  
auch